



Aus Freude am Lesen

Wo ist der dunkelste Ort Deutschlands? Und ist es noch möglich, mit den eigenen Augen einen Kometen zu entdecken? Zwei junge Männer begeben sich auf eine ungewöhnliche Reise. Philipp, ein Zeichner, der sich von Job zu Job treiben lässt. Und Tom, der sich mit Haut und Haaren der Jagd nach Himmelskörpern verschrieben hat und im tiefsten Inneren ein Abenteurer ist. Gemeinsam sind sie auf der Suche nach dunklen Himmeln, fernab der Städte, ihre Reise führt von Süddeutschland nach Kalifornien und weiter nach Arizona. Die Freunde müssen nicht nur erkennen, dass sich manche Frauen von den Wundern da oben partout nicht beeindrucken lassen. Sondern vor allem, dass es gar nicht so einfach ist, unter den Sternen einen Platz im Leben zu finden.

MARC DECKERT, Jahrgang 1970, studierte Journalistik und Kunstgeschichte. Er arbeitete als Magazinredakteur, schrieb Reportagen, Musikkritiken und Feuilletons für unterschiedliche Zeitungen und lebte als freier Journalist in den USA. »Die Kometenjäger« ist sein erster, preisgekrönter Roman. Marc Deckert lebt mit seiner Familie in München.

Marc Deckert

Die Kometenjäger

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2014
Copyright © der Originalausgabe 2012 by btb Verlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: plainpicture / Cultura; Shutterstock / Matt
LaVoie

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74669-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Ö und ö

Sehen ist schwieriger als Glauben. Ohne meinen Freund Tom hätte ich das wohl nie begriffen, also muss ich ihm für etwas dankbar sein. Ich schätze, er selbst hatte gar nicht die Wahl. Natürlich musste er immer *sehen*, sonst hätte er ja einfach religiös werden können, anstatt mit den Augen versteckten Objekten in der Nacht hinterherzujagen. Es hätte für ihn einiges erleichtert und für mich auch, so viel ist sicher, aber erzählen müsste ich davon kaum. Es gibt ja ohnehin schon zu viele Geschichten über Leute, die einen Glauben finden.

Tom verließ sich nur auf seine Augen, und das gerade zu den ungewöhnlichsten Zeiten. Fast niemand kannte sich im Dunkeln so gut aus wie er. Er war eigentlich ein Experte der Dunkelheit. Ohne ihn wäre mir zum Beispiel für immer verborgen geblieben, wie viele Phasen, Nuancen, Zwischenräume sie hat: Vom ersten Anflug der Dämmerung, wenn das Blau des Himmels seine Leuchtkraft verliert und zu einem fahlen Taubenblau wird, bis zu jenem Moment, in dem sich die letzten Konturen in der Nacht auflösen wie in einer undurchdringlichen Flüssigkeit. Ich hätte nie den Unterschied kennengelernt zwischen der »nautischen Dämmerung« – der Phase, in der das Meer am Horizont mit dem Himmel verschmilzt – und der »astronomischen Dämmerung«, dem letzten Übergang in die Nacht. Und erst recht hätte ich niemals erfahren, was wirklich danach kommt. Natürlich kommt die Nacht, so viel steht fest. Aber mir war nie klar gewesen, wie viele Möglichkeiten dieses eine Wort »Nacht« umfasst und wie viele Fragen erst der Satz »Es ist dunkel« aufwirft. Wie dunkel?, hätte

Tom sofort gefragt. Von welcher Art Dunkelheit ist die Rede? Von der stumpfen, undurchdringlichen Dunkelheit der Hinterhöfe oder der Dunkelheit einer Winternacht in den Bergen? Von der safranfarbenen, glühenden Dunkelheit über der Großstadt oder der Dunkelheit einer Landstraße, dort, wo deine Autoscheinwerfer nicht hinreichen? Wie hell war das Mondlicht? Konntest du die Farbe Gelb noch erkennen? Gab es elektrisches Licht in der Nähe? Und wie sah der Himmel aus? Wie viele Sterne hast du gesehen?

Ohne Toms Hilfe sollte ich mich lieber nicht weiter in dieses Territorium vorwagen. Nur kann ich nichts daran ändern: Jetzt wo er weg ist und mein Leben, vor allem nachts, wieder in etwas regelmäßigeren Bahnen verläuft, denke ich oft an diese Geschichte und an die vielen seltsamen Ereignisse, bei denen mir nur die Rolle des Beobachters zukam. Übrigens hatte auch Tom nur die Rolle des Beobachters. Er benutzte seine Augen, und ich schaute ihm dabei zu – ich vermute, das macht ihn trotzdem wichtiger als mich.

Teil I

LANDSBERG AM LECH

KAPITEL 1

Unsere Geschichte begann auf einem Schiff. An jenem Abend im August lehnte ich an der Reling und sah zu, wie der Bug der »Herrsching« die silbrig-glatte Oberfläche des Ammersees zerschnitt. Es war einer der wenigen schönen Abende in einem verregneten Spätsommer, in dem es sich bis dahin kaum gelohnt hatte, die Stadt zu verlassen. Hinter den ansteigenden Hügeln des westlichen Seeufers hatte sich der Himmel purpurrot verfärbt. Die Tönung reichte bis hinauf in hohe Regionen, wo matt glühende, halb durchsichtige Wolkenstreifen das Blau durchzogen. Sie schwebten parallel über mir wie Rippen eines riesigen Brustkorbs.

Wir machten gute Fahrt hin zur Mitte des Sees. Die undramatische Uferlandschaft mit ihren Schilfmatten, Holzschuppen, Ausflugslokalen und kleinen Marinas glitt in beruhigender Regelmäßigkeit vorüber. Mückenschwärme flirrten noch über den Anlegestegen am Ostufer, vor denen Segelboote in den Wellen unseres Dampfers schaukelten. Die letzten Segler des Abends kamen gerade herein. Ein paar Knirpse winkten von ihren Nusschalen aus zu uns herüber. Ihre Schwimmwesten leuchteten in der Dämmerung, ein Schwarm phosphoreszierender Käfer in Signalorange.

Das Schiff, ein hübscher älterer Dampfer mit weiß-blauem

Schornstein und einer weiß-blau gestreiften Markise über dem Achterdeck, war an diesem Abend nur für unsere private Gesellschaft reserviert. Die meisten der Leute an Bord kannte ich mindestens mein halbes Leben lang. Ein paar Ehemalige meines Jahrgangs und ich organisierten die Dampferfahrt nun schon zum neunten Mal. Jedes Jahr, immer gegen Ende der Sommersemesterferien, verschickten wir Einladungen an den gleichen Mail-Verteiler, und jedes Jahr erreichten uns ein paar Zusagen weniger und dafür neue Meldungen über unbekannte Empfänger. Viele meiner Freunde studierten oder arbeiteten in großen deutschen Städten, einige hatte es ins Ausland verschlagen, und dann gab es noch diejenigen, die bislang in unserer gemütlichen Kleinstadt hängengeblieben waren. Zu dieser schrumpfenden Gruppe gehörte ich: Philipp Steimle, achtundzwanzig, ungelernte Arbeitskraft in der Logistikbranche.

Ich schloss meine Augen und versuchte vergeblich, den Gedanken wiederzufinden, auf den ich mich hatte konzentrieren wollen. Die zwei großen Schaufelräder in den Flanken des Schiffs konnte man nicht sehen, nur hören und fühlen. Ein stetes, kraftvolles Zermahlen von Wasser, dazu das Zittern des Dieselmotors, das in den Füßen kribbelte, wenn man still stand. Vom Oberdeck aus hörte ich außerdem ein heiseres Brüllen, das mit der Sommerbrise an- und abschwoll. Das war die Rockband, die gerade begonnen hatte, auf dem Achterdeck zu spielen. Auch Freunde von mir. Um der Fahrt einen Anflug von Extravaganz zu verleihen, hatte ich sie zu dem Auftritt überredet. Mein Eindruck war, dass diese Idee die Gäste und die heimischen Wasservögel in gleicher Weise verstörte. Die Blässhühner und Haubentaucher hatten sich bereits vor einer Weile in die Nähe des Ufers zurückgezogen, die Gäste drängten mit ihren Gläsern in den vorderen Bereich des Schiffs. Ich selbst begann inzwischen, an meinem Konzept zu zweifeln.

In dem Wind, der von achtern herüberwehte, lag ein höhenlastiges Scheppern, asynchron und ohne Verbindung zu den Herzschlägen des Schiffsmotors, die ich beruhigend unter mir spürte. Je lauter die Band spielte, desto mehr bekämpften sich die beiden Takte, und dort wo ich jetzt stand, vermischten sie sich zu einem unangenehmen Holpern.

Selbst die Möwe auf dem Blechdach neben mir sah mich vorwurfsvoll an. Ein etwas mageres Exemplar mit dunklen Flecken hinter den Augen. Ich nahm einen Pappdeckel mit einem halb gegessenen Stück Sandkuchen von einer Sitzbank, brach einen großen Krümel ab und warf ihn vor ihr auf das Dach. Mit drei, vier Schritten war sie bei ihm und pickte ihn auf.

Den zweiten Krümel warf ich weiter weg, er flog quer über das Blechdach. Die Möwe flatterte halb rennend, halb fliegend hinterher – wieder ein rasches Zucken des Halses, und der Krümel war weg. Hatte sie die Flugbahn gesehen oder verfügte sie über ein anderes Sinnesorgan, ein spezielles Möwenradar? Ich brach einen noch winzigeren Krümel ab und ließ ihn rasch in die entgegengesetzte Richtung fliegen, er landete hinter ihren Schwanzfedern. Das konnte sie nicht gesehen haben. Doch – sie flatterte und pickte.

Drüben auf dem Achterdeck entdeckte ich Vera, meine Freundin. Der Gedanke, auf den ich mich konzentrieren wollte, hatte mit ihr zu tun, das fiel mir jetzt wieder ein. Sie stand unter der weiß-blauen Markise inmitten einer Gruppe junger Männer – den ersten Firmengründern unseres Jahrgangs, nur eine kleine Klitsche in der Innenstadt, aber mit einem Eintrag ins Handelsregister, irgendeine Computersache, der Zweck (»3D-Visualisierungen«) war mir mehrfach erklärt worden, ohne dass ich ihn verstanden hatte. Vera trug ein ausgeschnittenes graues Top unter einer dieser knitternden weißen Retro-Windjacken, dazu einen knielangen blauen Rock,

der mir sehr maritim vorkam. Ihr Lächeln wirkte im bunten Licht der Lampions etwas festgefroren. Wir hatten uns kurz gestritten, vorhin im Auto, wie immer wenn wir zu spät dran waren – kaum möglich, dass sie darüber noch nachdachte.

Vera und ich waren eine Jugendliebe. Wir hatten uns schon während der Schule gekannt; meine alten Freunde waren deswegen auch ihre – zumindest hoffte ich das, sicher war ich mir da nicht mehr. Vera hatte ihre Kreise vergrößert, sie wohnte seit einigen Jahren in München, kaum eine Dreiviertelstunde auf der Autobahn entfernt. Wir sahen uns vor allem an Wochenenden, eine Beziehung mit Lücken. Immer wenn sich ihr Kleidungsstil, ihre Frisur, manchmal auch ihr Lieblingsgetränk veränderte, passierte es für mich mit einem Sprung, unangekündigt und rätselhaft, und vielleicht war das auch der Grund für meine plötzliche Idee, dass unsere Verbindung gestärkt werden musste, dass es Zeit war für eine besondere Geste.

Ich verließ meinen Posten und ging zu ihr hinüber. Sie bemerkte mich erst, als ich ihre Hand nahm, und ließ sich von mir auf eine Sitzbank ziehen.

»Gute Idee mit der Band, oder?« Ich musste laut rufen, um die stümperhafte Coverversion von »Seven Nation Army« zu übertönen.

»Ja. Es ist toll«, sagte sie.

»Was ist?«

Sie kniff die Augen zusammen und sah zwischen mir und der Band hindurch aufs Wasser.

»Es sind so viele Leute da, die ich noch nie gesehen habe.«

»Wir mussten die Gästeliste ein bisschen auffüllen. Sonst wäre die Fahrt unbezahlbar gewesen.«

»Dann hätten wir eben mehr bezahlt«, sagte sie betont missmutig.

»Das sind alles Freunde von Freunden. Ich find's gar nicht schlecht. So lernen wir mal neue Leute kennen.«

Vera erwiderte nichts. Ihr Schweigen berührte mich unangenehmer als ihre Worte: Die Idee, hier neue Bekanntschaften zu machen, schien ihr absurd vorzukommen, keiner ernsthaften Diskussion würdig.

Ich drückte ihre Hand. »Hast du das Kloster gesehen?«

»Das kenn ich von allen Seiten.« Sie schenkte mir ein pflichtschuldiges Lächeln.

»Hast du es heute Abend schon gesehen? Du musst nur zwei Schritte zur Reling machen.«

»Ich hab's gesehen.«

Eine Weile starrten wir beide über die Reling hinaus in die hereinbrechende Dunkelheit. Von unserer erleuchteten Stelle unter den Scheinwerfern aus war nur noch Zwielflicht zu erkennen. Ich streichelte Veras Hand. Über uns zitterten die farbigen Glühbirnen in der leisen Vibration des Diesels, und die Abendbrise fegte leere Pappbecher über das Deck.

»Sollen wir uns noch etwas unter die Gäste mischen?«, rief ich.

»Ja«, sagte sie und versetzte mir einen sanften Schubs. »Sieh mal nach deinen Freunden.« Bevor ich etwas erwidern konnte, steuerte sie schon auf eine Gruppe von Frauen zu, die an der Treppe zum Oberdeck lehnten. Die Frauen grinsten zu mir herüber, als wären sie in etwas eingeweiht, von dem ich wiederum nichts ahnte. Veras Freundinnen gaben mir immer dieses Gefühl.

Ich stand auch auf und vertrat mir ein wenig die Beine. Der Weg nach vorne führte durch die Hauptkabine, vorbei an der Küche. Ein Pulk von Gästen balgte sich um eine kleine improvisierte Bar. Von dort gelangte ich über eine Treppe hinunter auf das fast menschenleere Vorderdeck. Es war stiller und

dunkler als der Rest des Schiffs. Eine Kette aus blauen, roten und grünen Glühlampen, die zwischen dem Flaggenmast und dem Göschstock am Bug gespannt war, überzog das Deck mit einem matten Farbglanz und ließ es wie ein exklusives Hinterzimmer wirken.

Mit dem Rücken zur Reling musterte ich diskret die Runde. Zwei Paare hielten Händchen. Ewige Paare, vereint seit der Mittelstufe. Es war typisch, dass sie sich bereits von der Party separierten. Zwei andere Gäste standen nahe der Schiffsglocke: Den jungen Mann kannte ich. Tobi Niermann. Ich hatte ihn immer für einen schrecklichen Langweiler gehalten, aber seit drei Jahren war er »Berater«, und er hatte schon für ein Jahr in Riga gearbeitet. Das änderte wohl einiges. Das Mädchen, in Jeans und Kapuzenpulli, war sehr hübsch. Schwarzhaarig, aber blass mit Sommersprossen. Typ israelische Wehrdienstleistende. Ihr nicht ganz schulterlanges Haar fiel in dichten kleinen Locken herab. Ich fragte mich, wer sie mitgebracht haben konnte. Auf keinen Fall Tobi Niermann.

Eine Weile blieb ich stehen und konnte nicht anders, als das Schauspiel zu betrachten. Sein verstohlener Seitenblick, als Blick in die Ferne getarnt, ging klar in ihre Richtung.

Ich war mir fast sicher, dass er nach einem Einstieg suchte – wer weiß, wie lange er hier schon neben ihr stand und vergeblich sein Beraterhirn plagte. Fast hätte er mir leidgetan. Die Situation war so einfach, aber aus eigener Erfahrung wusste ich, dass Einfachheit niemals half. Im Gegenteil, die allzu offensichtliche Gelegenheit konnte den Krampf nur noch schlimmer machen. Und wenn der Moment verflogen war, in dem jedes Wort passte, klang plötzlich jedes Wort falsch.

Derart beschäftigt mit Dingen, die mich nichts angingen, vertrödelte ich meine Zeit auf dem Vorderdeck. Der Dunkelheit nach mochte es ungefähr neun sein. Das Schiff war mindestens

noch zwei Stunden lang unterwegs. Also beobachtete ich weiter Tobi und das Mädchen an der Reling. Wie ein Empfänger, der nur zufällig auf eine Frequenz eingestellt ist, fing ich ihre Wellen auf. Eine leichte Modulation in der Luft, Unsicherheit und ahnungsvolle Erwartung. Wie eine Empfindung aus einem früheren Leben, dachte ich.

Eine Hand legte sich um meinen Hals. Ich drehte mich zur Seite und bekam wieder einen Schubs. Diesmal mit der Hüfte.

»Oh, du bist ja schon ... wieder da«, sagte ich zu Vera. Ein paar Menschen unterbrachen das Küssen und wandten sich zu uns um.

»Ja, warum nicht?«

»War es nicht so lustig hinten?«

»Doch, aber du stehst schon den ganzen Abend alleine herum.«

»Komisch, ich dachte dasselbe von dir.«

Ich lehnte an der Reling und sah sie an. Ich fragte mich, warum ich verlegen war.

»Hörst du das?« Sie schien schon wieder abgelenkt.

Das Geräusch, das sie meinte, war die Musik im hinteren Teil des Schiffs, die lauter geworden war. Vielleicht setzte die Band zum großen Finale an. Allerdings verzerrte sich der Klang auch immer mehr, aus dem an- und abschwellenden Scheppern, das der Wind zu uns trug, wurde jetzt ein massives Krachen, das wehtat. Das konnte keine Absicht mehr sein. Es hörte sich an, als wäre ein Betrunkener über das Mischpult gefallen. Vera sah mich fragend an. Ein paar Sekunden später brach der Lärm mit einem Schlag ab, und im selben Moment gingen alle Lichter aus. Ein »Aaaah« kam von der Menge auf den oberen Decks, dann war nur noch das Schäumen in den Schiffsflanken und darunter das gleichmäßige Brummen der Motoren zu hören.

»Scheiße«, sagte Vera. »Was ist jetzt los?«

»Ich hab keine Ahnung.«

Das Deck lag in vollkommener Dunkelheit. Nur in der kleinen Steuerkabine über uns glomm noch gelbliches Licht. Ich hörte, wie die Tür aufging und ein Mann eiligen Schritts in Richtung Achterdeck lief. Er fluchte in derbem Bayrisch, ich verstand etwas von »Ochsen« und »Hirschen« und war mir sicher, er meinte die Band. An der Reling über uns sah ich die Silhouetten einiger Gäste, starr mit ihren Drinks in der Hand. Wie elektrische Puppen, die darauf warteten, dass jemand den Strom anschalten und ihre Glieder wieder in Bewegung bringen würde. Plötzlich verstummten auch die Schiffsmotoren.

Eins der Paare, das sich vorhin geküsst hatte, lachte.

»Ein Stromausfall auf einem Schiff!«, stöhnte Vera. »Das gibt's doch gar nicht.«

»Was weiß ich. Die Sicherungen wahrscheinlich.«

»Vielleicht ist die Batterie kaputt.«

»Keine Ahnung. Haben solche Schiffe überhaupt eine Batterie?«

Ich befühlte mit der rechten Hand meine Jackentasche. Die Ecken des Kästchens zeichneten sich spitz unter dem Stoff ab.

»Die Band hat zu laut gespielt«, sagte Vera. »Das hat bestimmt die Sicherungen rausgehauen.«

»Ist doch jetzt egal. Warum warten wir nicht einfach ab, was passiert? Ist doch ganz schön hier.«

»Es muss die blöde Band gewesen sein.«

»Wieso sagst du jetzt ›blöd‹? Weil es meine Idee war?«

»Entschuldige, vergiss das ›blöd‹. Aber sie sind halt bestimmt schuld.«

»Das kann gar nicht sein.«

»Warum nicht?«

»Weil sie ihren eigenen Generator haben.«

»Der Kapitän war schon sauer auf dich, weil sie zu laut gespielt haben.«

»Sauer auf mich?« rief ich etwas zu laut. Ich hatte das Gefühl, dass sich in der Dunkelheit Köpfe nach uns umdrehten.

Mit einem Ruck nahm ich das Kästchen aus der Tasche und wog es in der Hand, die glatte Oberfläche war aus Plastik. Schwarzes Plastik, es kam mir im Augenblick etwas zu billig vor. Ich hätte stärker auf das Kästchen achten sollen, dachte ich ärgerlich, es hätte genauso sorgfältig ausgewählt sein müssen wie der Ring, dachte ich. Vera neben mir fröstelte. Meine Rechte umklammerte das Kästchen fester, nur Zentimeter von Veras Bein entfernt. Die Ecken bohrten sich in meine schwitzige Handfläche. Mit einer beiläufigen Bewegung der Linken öffnete ich den Deckel, nahm den Ring heraus, ließ das Kästchen verschwinden und legte den Ring auf meine offene Handfläche, direkt zwischen uns. Es kam mir so vor, als sei dort ein winziges Blinken oder Blitzen des Steins zu sehen, vielleicht eine Reflexion von Sternenlicht, aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Vera hatte es ganz sicher noch nicht bemerkt. Sie sah zu den Lichtern des Ufers hinüber, die kaum heller waren als die Sterne über uns. Aufgespannt in der Schwärze ringsum schienen all die Lichtpunkte dem gleichen leeren Raum anzugehören, auch der helle Stern, dessen goldene Färbung sich auffällig von den anderen abhob. Vielleicht war es sein Glanz, den ich auf dem Stein gesehen hatte. Ein Glückstern. Solange er über uns leuchtete, würde alles was ich Vera sagte, richtig sein, die ganze Idee, die mich selbst noch zutiefst verwirrte.

Ein leiser Knall und ein Summen bereiteten die Rückkehr des Stroms vor, dann, noch ehe ich verstand, was passierte, und unter allgemeinem Gejohle, nahmen die bunten Glühbirnen ihren Dienst wieder auf. Auf allen Decks gingen Laternen und Scheinwerfer an.

Wir standen blinzelnd in dieser elektrischen Klarheit, Vera, ich, Tobi Niermann und die anderen. Ein Bild in ausgebleichen Farben. Von Achtern her tönte das lauter werdende Pfeifen einer akustischen Rückkopplung. Ich ließ das glänzende Ding rasch in meiner Tasche verschwinden, und ein paar Leute spendeten Applaus.

KAPITEL 2

Der Sommer war schnell vorüber, abgehakt wie eine verworfene Idee. Bald nahm der Himmel über der großen Kreisstadt Landsberg seine klarste Bläue an, und die Luft bekam diese Durchsichtigkeit, die alles deutlich macht und den Blick nicht aufhält. Morgens auf dem Weg zur Arbeit, wenn ich mit dem Fahrrad über die Karolinenbrücke am Lechwehr fuhr, flogen mir abwechselnd kleine Wärme- und Kältewellen entgegen. Ich jobbte zu dieser Zeit im Schichtdienst für eine Logistikfirma. Das Gebäude befand sich außerhalb der Stadt, mitten auf der grünen Wiese, und war so groß wie ein Flugzeugträger. Ich saß in einem Glashäuschen neben einem großen Tor und war dafür zuständig, Container, die hereinkamen, richtig »einzuchecken« – das heißt ihre Kennziffern per Laserstrahl mit den Daten im Computer abzugleichen und zu gewährleisten, dass sie den richtigen Weg nahmen. Den Job hatte ich über Beziehungen meiner Eltern bekommen, und zu sagen, dass er langweilig war, wäre stark untertrieben. Aber, ich muss zugeben, ich hatte gerade auch nichts Besseres zu tun. Schon ziemlich lange hatte ich nichts Besseres zu tun.

Unmittelbar nach der Schule wusste ich nicht, was ich wollte. Ich war froh gewesen, zu den wenigen jungen Männern meines Jahrgangs zu gehören, die vom Kreiswehrrersatz-

amt eingezogen wurden. Ich meldete mich zum Zivildienst in einer »Seniorenresidenz«, und das verschaffte mir noch ein Jahr Zeit. Nachdem das Jahr zu Ende war, beschloss ich, dass ich noch etwas mehr Zeit brauchte. Auf keinen Fall wollte ich zu denjenigen gehören, die sich vorschnell zu einem Studium anmeldeten, das ihnen nicht zusagte. Ich begann für eine Elektronikfirma im Ort zu jobben, die Platinen herstellte. Mein Job war in der »Endkontrolle«. Das heißt, ich saß an einer großen Lupe und prüfte die goldenen Leiterbahnen der Platinen mit den Augen auf Unterbrechungen, mehrere Jahre lang, bis ein anderer Job daherkam und schließlich mein jetziger Job.

In meiner Freizeit tat ich, was ich schon immer getan hatte: Ich saß an meinem Schreibtisch und zeichnete. Meistens erfand ich Figuren für Geschichten, die noch nicht geschrieben waren, oder Trickfilme, die irgendwann gedreht werden würden. Einer meiner wiederkehrenden Charaktere war ein Franzose namens Monsieur Lamarre. Er war ein sehr normaler Mann, wie er in Schulbüchern für Anfänger vorkam. Er kaufte auf dem Markt ein, er fragte Fremde nach dem Weg, er hatte Autopannen. Zumindest am Anfang war das so gewesen. In letzter Zeit genoss ich es, ihm immer merkwürdigere Dinge zustoßen zu lassen. Monsieur Lamarre landete in einem Terrorcamp, Monsieur Lamarre wurde von Ufos entführt oder ihm wuchsen Brüste.

Wenn ich abends genug davon hatte, ihn zu quälen, ging ich in die Bars und Cafés, die wir schon zu Schulzeiten besucht hatten, die Art von Cafés, in denen alle Gruppen zusammenfanden, mangels Alternativen: die Intellektuellen und die Sportler, die Kleinstadtpunks und Emos, die Langweiler, die Künstlertypen. Insgeheim zählte ich mich zu den Künstlertypen. Ein leicht durchschaubarer Schwindel. Mehr als einen Roman im Monat las ich nicht, und in manchen davon kamen

katholische Geheimbünde vor. Am liebsten las ich amerikanische und französische Comics, die meine Eltern und auch die wenigen Mädchen, zu denen ich offen sein konnte, Schund nannten. Ich nannte sie »Graphic Novels« und war stolz darauf, nicht zu den bedauernswerten Idioten zu gehören, die kleine bunte Mangas im Taschenbuchformat verschlangen.

Einer der Hauptgründe, warum ich immer noch hier war, war natürlich reine Bequemlichkeit. Der Druck, mich zu verändern, war denkbar gering. Im Haus meiner Eltern stand mir eine Einliegerwohnung zur Verfügung, die meine Mutter nur einmal im Monat betrat, um im Bad eine Art Grundreinigung durchzuführen. Das Arbeitszimmer und den Schreibtisch tastete sie nicht an. Wäre ich ausgezogen, ich hätte mich nur verschlechtert.

Sozialen Druck hatte ich nie gekannt. Mit den meisten Menschen meines Jahrgangs – oder sogar meiner Generation – verstand ich mich gut. Ich wurde auf die meisten Partys eingeladen. Ich fühlte mich wohl in der Stadt. Manchmal erkannte ich sogar einen eigenen Reiz darin, immer noch hier zu sein, den Status quo zu erhalten und diese merkwürdige kleine Welt am Auseinanderbrechen zu hindern, solange es möglich war. Eine Art Fin-de-Siècle-Stimmung hüllte mich ein, und ich ergab mich ihr, weil man darin so herrlich müde und erhaben aussah. Manchmal ging ich abends durch die Straßen meiner Stadt und sah mich selbst wie in einer filmischen Rückblende. Ich dachte dann daran, wie ich mich einmal an all das erinnern würde, obwohl ich ja immer noch hier war.

Mit dem Herbst aber kündigte sich – ohne mein Zutun – eine Abwechslung an. Eines Abends saß ich mit meinem Freund Ulrich Holstein zusammen. Sein Vater Dr. Werner Holstein war Mitarbeiter des Wissenschaftsressorts einer großen Tageszeitung und schrieb nebenbei Sachbücher für Kinder. Es waren diese »Erklär mir dies, erklär mir das«-Bücher,

von denen es mindestens viertausend Bände gab, gefüllt mit Wissen, das sich jeder in fünf Minuten selbst auf Wikipedia zusammenkopieren konnte. Dr. Holstein war bei seinen Themen nicht sehr wählerisch, er schrieb über so gut wie alles: Elektrizität, Dinosaurier, das Wetter oder Schnellzüge. Das nächste Buch, erzählte mir Ulrich, werde von Astronomie handeln, es werde nur noch ein Illustrator gesucht, denn der übliche Zeichner der Reihe sei ausgefallen.

»Aha«, sagte ich und bestellte ein Bier.

»Ausgefallen«, wiederholte Ulrich. »Der Zeichner.«

Es dauerte etwas, bis ich schaltete.

»Meinst du, ich könnte was für deinen Vater zeichnen?«

Ulrich tat netterweise so, als verblüffte ihn meine Idee: »Na ja, weißt du, die lassen da meistens nur Profis ran, die so was schon tausendmal gemacht haben.«

»Ich könnte deinem Vater ja mal ein paar Zeichnungen zeigen. Ich meine, ich habe so was schon tausendmal gemacht. Nur bisher für mich.«

Überraschend kam Ulrichs Vater wirklich auf das Angebot zurück. Als ich Dr. Werner Holstein das nächste Mal über den Weg lief, stand er in kurzen Hosen in seinem Garten und blies mit einer dieser lärmenden Maschinen Laub durch die Gegend. Er rief mich zu sich und schlug mir vor, ihm ein paar Zeichnungen zur Probe anzufertigen. Er würde sie selbst begutachten. Versprechen könne er mir natürlich nichts. Man müsse prüfen, ob Text und Bild harmonierten und außerdem, ob der Stil zur Reihe passe. Und schließlich müsste man sich beim Honorar einigen, er kenne meine üblichen Sätze ja nicht.

Mein Honorar? Vielleicht hielt er das alles für einen Witz. Auf jeden Fall legte ich mich ins Zeug wie ein Verrückter. Noch bevor ich die ersten Texte von Dr. Holstein geliefert bekam, be-

gann ich ein bisschen herumzuspinnen. Ich nahm alle meine Kenntnisse über den Weltraum zusammen. Ich warf Sonnen mit eitel strahlenden Gesichtern aufs Papier, Monde, die beleidigt dreinschauten, weil sie mit Raketen beschossen wurden, und rasende Kometen, deren Kleidung hinten Feuer gefangen hatte. All das hatte wenig mit Astronomie zu tun, aber mir selbst gefiel es sehr gut. Und da ich nicht vorhatte, mich ernsthaft mit den Sternen zu beschäftigen, kam mir der Märchenstil sehr zupass.

Die ersten Texte von Dr. Holstein holten mich sofort auf den Erdboden zurück. Sie schüchterten mich nicht nur ein, sie erschreckten mich. Sie waren weder klar noch inspirierend, und wie irgendein Kind all das verstehen sollte, wollte mir erst recht nicht in den Kopf. Holstein ratterte bloß Fakten herunter über elliptische Bahnen, Sonnendurchmesser, schwarze Löcher und Lichtgeschwindigkeit – er schien sein Buch für Kinder mit abgeschlossenem Physikstudium zu schreiben. Ich bekam allmählich eine Ahnung davon, wie die Arbeitsteilung an solchen Büchern üblicherweise funktionierte. Der Autor war nur für das Wissen zuständig. Den ganzen kreativen Part, also die Suche nach kindgerechten Bildern und Metaphern, überließ er anderen. Und so saß ich nicht nur morgens und nachmittags an meinem Zeichentisch und mühte mich ab, ich saß auch noch abends zu Hause und steckte den Kopf in astronomische Bücher. Die dunkle Materie drohte mich aufzusaugen. Wie machte man aus den Kepler'schen Gesetzen ein verständliches Bild? Mit Murmeln? Hula-Hoop-Reifen? Radrennfahrern auf einer elliptischen Bahn?

An einem Freitagabend Ende September stand ich niedergeschlagen von meinem Zeichentisch auf. Ich hatte trotz stundenlangen Brütens nichts Vernünftiges zustandegebracht. Durch mein Dachfenster strömte warme Luft ins Zimmer. Ein paar lachsfarbene Wolkenbänder hoch oben waren dabei sich

aufzulösen. Wahrscheinlich würde es eine klare Nacht werden. Ich kam auf die Idee, meine Recherche auszuweiten.

Unter einer Sternwarte hatte ich mir immer eine weiße Kuppel auf einem Berg vorgestellt, demgegenüber war die Realität enttäuschend. Die Volkssternwarte der Stadt München lag an einer Ausfallstraße im Osten der Stadt, in einem ehemaligen Industrieviertel, dessen alte Hallen und Speicher nun als Großraumdiscos vor sich hin vegetierten. Schilder an der Einfahrt des schlichten Bürogebäudes warben für Sonnen-, Fitness- und Karatestudios. Für Besucher stand ein Lastenaufzug in einer kleinen Eingangshalle bereit. Neben dem Knopf für das oberste Stockwerk war ein abgewetzter Aufkleber mit der Aufschrift: »Sternwarte«. Wahrscheinlich brauchte der Weltraum kein weiteres Marketing. Nachdem ich oben meine drei Euro Eintritt »für Nichtmitglieder« entrichtet hatte und eine Broschüre zum Vortrag des Abends (»Ein chaotisches Universum«) erhalten hatte, durfte ich über eine Wendeltreppe am Ende des Flurs aufs Dach hinausgehen. Auf dem Dach verlor ich vorübergehend die Orientierung. Es war so dunkel, ich hätte nicht einmal sagen können, ob ich im Freien oder noch in einem Raum war. Also blieb ich auf der Stelle stehen und wartete so lange, bis ich etwas Wind auf meinem Gesicht spürte. Irgendwo in meiner Nähe sprach ein Mann mit einer hohen, rasplenden Stimme.

»Wir hatten uns etwas mehr von ihm versprochen«, hörte ich ihn sagen. »Es gab ja ein paar wilde Prophezeiungen. Aber so wie es jetzt aussieht, war das schon alles. Es sei denn, er hat noch mal einen unerwarteten Helligkeitsausbruch.«

Ich fragte mich, wovon er sprach. Er klang ein wenig wie ein Produzent, der von seinem Nachwuchstalent enttäuscht worden war.

»Für das bloße Auge hat er nicht viel hergegeben«, fuhr der Mann fort. »Aber wir haben ja immerhin ein paar gute Aufnahmen gemacht ... Vor etwa einer Woche hat er den sonnennächsten Punkt durchschritten. Bis zum nächsten Frühjahr bleibt er wohl noch beobachtbar.«

Das war es also. Das Sternchen sah nicht gut genug aus, außer auf Fotos. Immerhin war es wohl einmal der Sonne ganz nah gewesen. Es hatte seine Chance gehabt.

Ich konnte jetzt ganz in meiner Nähe eine Gruppe aus fünf oder sechs schattenhaften Gestalten ausmachen. Sie hatten sich um eine kastenförmige Apparatur versammelt, die an ein Münzfernglas erinnerte. Als ich mich näherte, ging einer aus der Gruppe zu dem Instrument und spähte hindurch. Dann nickte er wissend oder zustimmend und reihte sich kommentarlos wieder in den Halbkreis um den Sprechenden ein. Bereitwillig wurde auch ich zu dem Apparat durchgelassen. Um hindurchsehen zu können, musste ich in die Knie gehen und gleichzeitig den Hals recken. In dieser Verrenkung wagte ich den ersten Blick, kniff unwillkürlich ein Auge zu, öffnete es wieder, da der Apparat Okulare für beide Augen hatte, aber als es mir nach einigen Sekunden gelang, ein Bild zu sehen, war da immer noch nicht viel. Ich starrte in eine fischgraue Suppe. In der Mitte des kreisrunden Ausschnitts schwamm ein kleiner milchiger Fleck, verhangen wie ein Leuchtturmlicht bei Nebel. Betrachtete man ihn länger, drohte der Fleck manchmal ganz hinter Dunstschleiern zu verschwinden, dann trat er wieder leicht hervor.

»Ich glaube, nächstes Jahr bekommen wir eine bessere Show«, sagte der Mann. »Bradley soll sehr hell werden. Vielleicht der beste seit zehn Jahren.«

In der Gruppe wurde zustimmendes Gemurmel laut.

»Was ist das?«, wagte ich in die Runde hinein zu fragen.

»Ein Komet.«

»Oh.« Ich ging erneut in die Knie und sah mir den traurigen Fleck noch einmal an.

»Haben Sie mehr erwartet?« Der Mann sprach mich zum ersten Mal direkt an, so dass ich aufblickte. Er war um die vierzig, seine schlaffen Wangen und die streng abfallenden Mundwinkel erinnerten mich an die adligen Damen in englischen Ausstattungsfilmern, dazu trug er einen Pagenkopf, der eher zu einem kleinen Jungen als zu einem Erwachsenen gepasst hätte.

»Sehen Sie, wir sind hier in der Großstadt«, sagte er.

»Ach so«, erwiderte ich, ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen.

»Wir arbeiten hier unter schwierigsten Bedingungen. Wir sind ja froh, wenn wir überhaupt etwas sehen. Schauen Sie sich doch nur um.«

Seiner Anweisung Folge leistend blickte ich mich um. Das Gebäude, auf dem wir standen, war durch einen quadratischen Innenhof und ein weiteres hohes Gebäude von der Hauptstraße getrennt, die Fassaden der Büros auf der anderen Seite wurden von violetten Scheinwerfern angestrahlt, deren Licht sich über die Dächer hinaus fortsetzte und den Himmel über uns bläulichlila einfärbte. In dem Hof musste sich irgendein Vergnügungsbetrieb befinden. Bis zu uns konnte man das Röhren von Motoren hören, das sich mit dumpfer Musik vermischte. Auch auf der anderen Seite des Dachs, hinter einer weißen Kuppel, die wohl ein größeres Teleskop beherbergte, lauerte das Vergnügen. Hier begann das eigentliche Nachtclubareal mit seinen Neonfassaden und flutlichtbeschiedenen Parkplätzen. Von den Dächern der Großraumdiscotheken gingen Strahlenkränze zum Himmel, streiften über uns hinweg und schufen ein geisterhaftes Zwielficht, das weder Tag noch Nacht war. In der Ferne

des westlichen Horizonts war das Abendrot inzwischen abgeklungen, auf den Wolken lag der schmutzig goldene Widerschein der Stadt.

»Es ist diese ganze Gegend«, seufzte der Astronom. »Wenn man bei Nacht ein Buch lesen kann, wissen Sie, dann ist etwas verkehrt.«

»Wieso sind Sie überhaupt hier?«, fragte ich.

»Die Sternwarte war zuerst hier«, sprach er – jetzt auch mit dem Tonfall einer Gräfin. »Wo sollen wir denn hin? Aufs Land?«

»Warum nicht?«

»Na, weil wir eine städtische Sternwarte sind. Wissen Sie ...«

Weiter kam er nicht, denn in diesem Augenblick war ein anschwellendes Tosen zu hören wie bei einer sich nähernden Welle. Wir konnten noch einen Blick tauschen, dann platzte auch schon mit viel Geschrei eine Masse von Kindern aus der Luke wie ein angreifender Insektenschwarm. Ein schnaufender Mann, der als Letzter und mit schweren Schritten die Wendeltreppe heraufgekommen war, rief: »He, ihr seid nicht allein hier!« Aber um uns herum tobte schon der Kampf. Einige der Schüler drängten sofort auf das Fernglas zu, während der Astronom versuchte, sich mit schrill quengelnder Stimme Gehör zu verschaffen: »Sehr gut, sehr gut, herzlich willkommen«, hörte ich ihn aus dem Pulk. »Niemand braucht zu drängeln. Wir gehen gleich alle rüber in die Kuppel. Wie viele von euch waren schon einmal in der Sternwarte?« Als Antwort gab es nur noch mehr Geschrei. Ein Knirps, der Kleinste der Gruppe mit einem leuchtend rotblonden Schopf, kämpfte sich durch die geschlossenen Reihen zu dem Fernglas durch, stellte sich auf die Zehenspitzen und begann sofort mit professionell konzentrierter Miene zu spähen. »Ich seh nix«, krächte er und war sofort wieder verschwunden. Nach und nach drängten sich an-

dere Schüler zu dem Fernglas, stießen einander weg, und das Ritual wiederholte sich. Der brave Astronom kniff die Augen zusammen, als würde er durch einen Schwarm entgegenkommender Piranhas tauchen. »Wir gehen jetzt in die Kuppel«, rief er. »Wer will, soll mir bitte folgen.« Dann löste er sich aus dem Pulk, und die Schüler schubsten einander weiter umher. Einige folgten ihm in einer lärmenden Polonaise, andere hatten sich bereits abgesetzt und lungerten an den Rändern des Daches herum. Der Lehrer sammelte sie einzeln ein. Und schließlich war der ganze Spuk verflogen, so schnell wie er gekommen war.

Ich war allein auf dem Dach. Die Erwachsenengruppe von vorhin hatte sich zerschlagen oder war geflohen. Neben mir stand einsam der Fernglaskasten und ließ den Kopf hängen. Als ich ihn ein wenig bewegte, lieferte er nur sanften Widerstand und blieb klaglos an der neuen Position stehen. Ich sah hindurch, aber da war diesmal gar nichts außer einer grauen Fläche. Vielleicht eine Wolke...

Ich blinzelte und erschrak. Für einen winzigen Augenblick war das Bild sehr hell geworden. Als hätte jemand vor dem Fernglas mit einem glühenden Wattebausch gewedelt. Ich zuckte zurück und in meinem linken Auge pulsierten farbige Blumen.

»Hey!«, hörte ich jemanden rufen. Eine Jungenstimme. Meinte er mich? »Hey«, rief er noch mal. »Hast du was gesucht?«

Zaghaft öffnete ich mein rechtes Auge und versuchte, den Rufer zu orten. Die Stimme, meinte ich, war vom Rande des Dachs hergekommen, wo einige rätselhafte kleine Häuschen, eigentlich nur Verschläge, aufgereiht standen wie eine zweidimensionale Filmkulisse. Immer noch halb blind tappte ich darauf zu. Ich glaubte zu sehen, wie sich in der Tür einer der Buden eine Gestalt materialisierte.

»Ich hab zu spät gemerkt, wo du hinzielst«, rief die Gestalt

und wies mit einer Hand senkrecht nach oben. Dort sah ich, was er meinte, einen wandernden Lichtkegel. Es war einer dieser Flakscheinwerfer, der Strahl kam direkt aus dem Vergnügungsareal und musste eine Wolke gestreift haben, just in dem Moment, als ich sie betrachtete. Benommen blinzelte ich der Leuchtspur nach.

»Ich hab nichts gesucht«, rief ich und machte noch ein paar Schritte auf ihn zu. Im Halbdunkel erkannte ich jetzt einen jungen Mann, der etwa in meinem Alter sein mochte. Die Blechbude, vor der er stand, war niedrig und bestand nur aus Außenwänden, so dass man von oben hineinsehen konnte wie in eine offene Büchse. Das Innere dieses Verhaus wurde vom Bildschirm eines Laptops erleuchtet, dessen grünliche Farbe sich auf dem glatt lackierten Tubus eines Teleskops spiegelte. Auf dem Bildschirm kreuzten sich feine grüne Linien inmitten einer verwirrenden Dichte aus Zahlen und griechischen Buchstaben.

»Was machst du da?«, fragte ich.

»Die Sternwarte bekommt ein neues Teleskop.«

»Gehörst du zur Sternwarte?«

»Nein, ich hab das Teleskop gebaut.« Er lächelte mir freundlich zu und sah sofort wieder zu dem Laptop hin, der seine Aufmerksamkeit zu fordern schien. Linien begannen auf dem Bildschirm zu tanzen und besprenkelten sein Gesicht mit Grün.

»Ich arbeite an einem Astronomiebuch. Für Kinder«, erklärte ich ungefragt. »Das heißt, ich bin nur für die Illustrationen zuständig.«

»Ah.«

»Ja, ich dachte, ein Besuch hier könnte mir helfen.«

»Helfen?« Er tippte und hörte nur mit einem Ohr zu.

»Bei der Recherche, meine ich ...«

»Du brauchst keine Recherche. Du brauchst nur deine Augen.«

»Vorhin hab ich einen Kometen gesehen«, sagte ich, ohne auf seine neunmalklugen Bemerkung einzugehen. »Aber er ist wohl nichts Besonderes – hab ich gehört.«

Er sah von dem Bildschirm auf, rappelte sich hoch, wandte sich mir zu und fixierte mich, alles in einer Bewegung.

»Du erwartest ganz schön viel. Denkst du, es passiert ein Weltwunder an dem Tag, wo du hier aufkreuzt?«

»Nein, ich würde nur gern was Richtiges sehen.«

»So. Was Richtiges.«

Mit dem Rücken gegen die Blechwand gelehnt, sah er in den milchigen Himmel, als suchte er den Fleck mit bloßem Auge. Der Beamer zog in weiten Schwenks über der Stadt seine Kreise und zeichnete sinnlose Gemälde auf die Wolken. »Also, was willst du sehen?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Womit fängt man denn normalerweise an?«

KAPITEL 3

Tom war ein schneller Fahrer. Sobald wir die Stadt hinter uns gelassen hatten, stieg er aufs Gas und nutzte jede lange Gerade, die sich ihm bot, um auf hundertdreißig zu beschleunigen. Bei diesem Tempo blies mir auf dem Beifahrersitz pfeifende und donnernde Luft um die Ohren. Wir saßen in Toms japanischem Sportcoupé, einem etwas mitgenommenen Wagen aus den Achtzigerjahren mit röhrendem Motor und einem Targadach aus Plastik, das er vor der Fahrt geöffnet hatte (»Dafür warst du doch hier, oder?«). In der Tat, nun konnte ich den Himmel sehen, während die Beschleunigung mich in das abgewetzte Kunststoffleder seiner Sitze drückte. Abwechselnd zischten dunkle Baumwipfel und die Straßenlaternen der Vororte und Dörfer über uns hinweg, dann wieder kam ein Stück offener Landstraße und die zuvor im Lichtschein verborgenen Sterne traten hervor, als hätte jemand einen Vorhang weggezogen. Auf diesen Schwellen pflegte Tom ruckartig zu beschleunigen, was das Brausen des Windes jedes Mal zu einem Donnern anschwellen ließ. Der Mittelstreifen der Landstraße flog förmlich unter uns weg.

»Du hättest Astronaut werden sollen, nicht Astronom«, brüllte ich.

»Wollte ich auch zuerst«, schrie Tom.

»Ich habe Angst, mir ein steifes Genick zu holen. Ist das gesund, in dem kalten Wind immer nach oben zu sehen?«

»Keine Ahnung« rief Tom. »Ich bin auch gar kein Astronom.«

»Was dann?«

»Ich beobachte nur. Ohne Mathematik.« Er nahm den Blick von der Straße, und ich versuchte, interessiert zu nicken, wobei ich einen Schmerz spürte. Mein Hals begann sich wirklich steif anzufühlen.

»Das heißt, du guckst nur so zum Spaß in den Himmel?«

»Nein, so ist es auch nicht.«

»Aber du bist Amateur.«

»Ich mag das Wort nicht so besonders. Wir sagen Beobachter.«

»Ah.«

»Ja ...«

Er beschleunigte wieder, diesmal auf geschätzte hundertfünfzig. Wir sprachen nicht sehr viel auf der Fahrt, das Röhren des Motors und das hohle Pfeifen des Windes machten eine anhaltende Konversation schwierig. Dennoch fand ich es nicht unangenehm, mich von einem Fremden durch die Nacht kutschieren zu lassen. In der kühlen Herbstluft nebeneinander zu sitzen, während Kuhweiden und einsame Bushaltestellen an uns vorbeiflogen, das reichte für den Moment. Über das Ziel unserer Fahrt hatte er noch kein Wort verloren. Ich ahnte nur, dass es auf dem Land lag, also da, wo ich gerade herkam. Sicher kam auch er aus irgendeinem Kaff, dachte ich. Die junge Landbevölkerung, man erkannte sie immer am Fahrstil. Ihr Glück, wenn sie ein Auto und kein Motorrad unter dem Hintern hatten.

Bald schossen wir über die letzten Vororte hinaus und glitten über freie dunkle Landstraßen. Mit jedem Kilometer, den

wir zwischen uns und die Stadt brachten, vermehrten sich die Sterne. Aber immer wenn ich auf die Straße achtete und ein Schild das helle Licht unserer Scheinwerfer zurückwarf, mussten sich meine Augen von neuem an die Dunkelheit gewöhnen. So experimentierte ich ein wenig herum, aber dann kam es mir vor, als würde Tom mich dabei beobachten, wie ich die Sterne beobachtete, was mir unangenehm war, und ich sah wieder nach vorne.

»Und du bist also Zeichner?«, fragte er.

»Ja, Illustrator.«

»Was macht man als Illustrator?«

»Man kauft Spezialradiergummi und wartet auf Telefonanrufe.«

»Wieso wartet man auf Anrufe?«

»Man zeichnet nicht einfach drauflos. Zuerst mal brauchst du einen Auftrag.«

»Ach so.«

Tom nickte, wirkte aber nicht überzeugt. In die kleine Pause hinein fragte ich ihn: »Und womit verdienst du dein Geld?«

»Ich brauche nicht viel.«

»Studierst du irgendwas oder so?«

»Nein, ich hab's auch nicht vor. Was ich brauche, weiß ich schon. Und studieren ...« Er zögerte und schien zu überlegen: »Dann käme ich ja weniger zum Beobachten.«

»Aber Beobachten ist kein Beruf, oder?«

»Ich hatte schon ziemlich viele Jobs: Bootsverleiher. Kioskverkäufer. Ich hab sogar schon auf dem Feld gearbeitet. Und ich kann ja Teleskope bauen. Das bringt auch Geld.«

»Also machst du eigentlich nichts richtig außer ... beobachten.«

»Nicht viel.«

Meine Uhr zeigte kurz nach Mitternacht, als die Straße kur-

venreicher wurde und leicht anzusteigen begann, was Tom nicht zum Bremsen, sondern zur Erforschung der Fliehkräfte im Grenzbereich veranlasste. Außerdem fragte er, ob ich etwas dagegen hätte, Radio zu hören. Sein Radio war ein altes Modell – mit einem beleuchteten Zeiger auf einer Skala. Niemand besaß mehr so ein Radio. Vielleicht war es schon in dem Auto gewesen, als er es gekauft hatte. Er ließ mich eine Weile an dem Gerät herumspielen, aber ich hörte nur dumpfe Stimmen und fremdartige Sender, der Empfang musste auf Mittel- oder Langwelle eingestellt sein. Ich drehte weiter, bis der Anfang eines alten Stücks erklang, das ich mochte. Ich glaube, es war Soul, so genau wusste ich das nicht, irgendeine Girlgroup. Eine Weile hörten wir beide schweigend den glockenhellen Stimmen zu, die gegen die brausende und pfeifende Luft ankämpften. Das graue Band der Straße in unserem Lichtkegel stieg immer noch leicht an. Sterne tauchten nun auch hinter den Hügelkuppen in unserer Windschutzscheibe auf. Es war eigenartig, wie gut die Musik zu dem Anblick passte. Wahrscheinlich stammte sie aus der Zeit der ersten bemannten Raumfahrt. Und Tom und ich rasten selbst mit Fluchtgeschwindigkeit den Sternen entgegen. Plötzlich merkte ich, wie ich von einer eigenartigen Hochstimmung und Dankbarkeit erfasst wurde. Die Musik in Verbindung mit der Geschwindigkeit in unserer kleinen Kapsel, die sich immer höher hinaufschraubte, beides versetzte mich in einen Glückszustand, wie ich ihn lange nicht mehr empfunden hatte. Ich fühlte mich angenehm vage, so als wäre mein Körper in Auflösung begriffen, auf dem Weg von einem Zustand zum nächsten.

Seit vielen Minuten waren wir nicht mehr durch ein Dorf gekommen. Die Lichtfinger unserer Scheinwerfer tasteten jenseits der Straße ins Leere, hier und da strichen sie über eine einsame Scheune. Wenn er so weiterfuhr, würden wir in Kürze

in den Alpen ankommen. Aber er bremste bald abrupt. Wir bogen auf einen asphaltierten Forstweg ab, dann holperten wir noch etwa zweihundert Meter durch Schlaglöcher einen Berg hinauf. Schließlich fuhr Tom rechts ran, setzte den Wagen einfach auf die Wiese, schaltete die Scheinwerfer aus, und wir saßen nebeneinander im Stockfinstern. Nur in der Mitte des Armaturenbretts glomm weiter die Skala mit dem Zeiger. Tom drehte die Musik herunter.

»Was machen wir jetzt?«, fragte ich.

»Wir warten ein bisschen.« Er legte die Arme hinter den Kopf und lehnte sich entspannt in den Sitz.

»Worauf warten wir?«

»Na, bis du im Dunkeln siehst.«

Am Horizont lag ein fahler orangefarbener Schimmer – ein letztes Lebenszeichen der Stadt. Rings um uns standen Obstbäume, die ihre verkrümmten Gliedmaßen reckten. Doch all diese Eindrücke waren nebensächlich gegen den Nachthimmel. Es war gar nicht möglich, nicht nach oben zu sehen.

»Wie viele sind das?«, fragte ich.

»Was, Sterne?«

»Ja.«

Er reckte den Hals, als müsste er sich noch einmal vergewissern. »Das sind so tausend. Vielleicht auch zwölfhundert.«

»Was? So wenig?«

»Wir sind noch viel zu nah an der Stadt.« Er sah wieder empor. »Hast du mal auf die Farbe des Himmels geachtet?«

»Was für eine Farbe?«

»Na den Hintergrund, auf dem die Sterne liegen.«

»Schwarz, oder?«

»Nein, du musst nur auf den Hintergrund achten. Du musst dir die Sterne wegdenken.«

»Keine Ahnung...Blau?«

»Ach was, Blau. Es ist ein mittleres Grau!«

Ich musste ihm Recht geben. Der Himmel sah wirklich grau aus.

»Das nennt man Hintergrundleuchten. Es ist ein Leuchten, das du nur im Dunkeln siehst. Sonst wäre es auf der Erde nachts stockfinster.«

Ich drehte meinen Kopf zu seiner Silhouette.

»Ich dachte, es ist auf der Erde nachts finster.«

»Nein, es wird nie richtig dunkel. Bei Nacht fängt die Ionosphäre an zu glühen. Sonst wäre der Himmel schwarz und wir könnten noch viel mehr Sterne sehen, mehr als ein paar tausend.«

»Und was hat das mit der Stadt zu tun?«

»Nichts, das Licht aus der Stadt kommt noch dazu. Das ist die Lichtverschmutzung. Die macht uns fast überall Ärger.«

»Blöd, dass man nicht auf elektrisches Licht verzichten kann, was?«

Er schwieg, ganz ähnlich wie Vera, wenn ich etwas Dummes gesagt hatte.

»Wie lange müssen wir noch warten?«, fragte ich.

»So zwanzig Minuten.«

»Ich vertret mir mal kurz die Beine, okay?«

»Pass auf, dass du nicht in ein Loch fällst.«

Ich stieg aus und tappte ein wenig über die Wiese, milde verstimmt über Toms letzte Bemerkung. Hielt er mich für einen Trottel? Meine Beine kamen mir schwer vor, als ich so herumlief. Die donnernde Fahrt hatte mich wach gehalten, aber nun spürte ich zusammen mit der Müdigkeit auch ein harsches Gefühl der Einsamkeit. Entfernte man sich von dem Auto und den Stimmen aus dem Radio, wurde es schnell ungemütlich. Der Wind piff hier draußen schneidender als in der Stadt. Plötzlich wurde ich mir der Tatsache bewusst, dass ich

den Freitagabend auf einer dunklen Kuhwiese verbrachte. Und was sollte das »Bis du im Dunkeln siehst«? Ich sah längst, was zu sehen war. Traktorenspuren, Brennesseln. Ich sah sogar, dass der Kuhzaun vor mir ein elektrischer war. Die Schönheit des Himmels war fast überwältigend. Aber auch die Einsamkeit hier draußen – man konnte eine Überdosis bekommen. Man konnte überschnappen, wenn man zu lange allein auf so einem Acker herumlief.

»Das mit den tausend kann nicht sein«, rief ich noch einmal laut. »Es sind viel mehr.«

»Nein, das bildest du dir nur ein«, kam es aus seiner Richtung. »Es sieht immer nach mehr aus.«

Als ich wieder beim Wagen war, hatte Tom die Klappe des Kofferraums geöffnet. Aus dem Inneren fiel rotes Licht auf sein Gesicht. Er nahm eine Art Gestänge heraus, stampfte mehrmals mit einem Fuß und stellte mit wenigen Handgriffen ein dreibeiniges Stativ auf. Dann holte er etwas hervor, das aussah wie eine Designerlampe, ein silbern lackiertes Metallobjekt mit einer Öffnung auf der einen Seite und einem kugelförmigen Ende auf der anderen, nicht dicker als eine Flasche Wein. Er setzte es auf das Stativ, schraubte, rüttelte, wirkte zufrieden. Die Gewissenhaftigkeit der Arbeitsschritte kam mir provozierend vor, Tom wusste vielleicht, dass die Dauer der Prozedur meine Neugierde steigern würde, und nun, wo er allein vor dem Teleskop stand und hindurchsah, hätte ich ihn am liebsten weggedrängt wie ein ungeduldiger Schüler.

»Was siehst du?«

»Wart's doch ab.«

»Klar, aber was siehst du?«

Tom schüttelte den Kopf. Er erinnerte mich an meinen Vater, wenn er an Heiligabend die Wohnzimmertür verschlos-

sen hielt. Aber ich war kein Kind, sondern ein müder Erwachsener. Meine Uhr zeigte dreiviertel eins.

Tom ließ mich noch volle zehn Minuten warten. Zehn Minuten, in denen ich mich wieder ins Auto setzte, Musik hörte und Sternschnuppen zählte. Sie zischten in großen Mengen über uns hinweg, inflationär. Ich hatte schon längst keine Wünsche mehr und war in eine widerstandslose Starre verfallen, als ich bemerkte, dass tatsächlich etwas mit meinen Augen geschehen sein musste. Es fiel mir auf, als ich von neuem auf die Milchstraße achtete. Das blasse Wolkenband von vorhin hatte nun eine Gestalt bekommen, eine eigene Geografie mit Hügeln und Einbuchtungen, Kurven und Schwüngen und einzelnen hellen Ausläufern, die wie leuchtende Pfade ins Dunkel führten. Deutlich sah ich den langen Einschnitt, der das Band zerteilte. Eine weitere Sternschnuppe jagte über den Himmel. Unwillkürlich stieß ich einen kleinen Schrei aus. Sie war quer über das halbe Firmament geschossen, aber anstatt augenblicklich zu verschwinden, hinterließ sie eine Spur, einen goldenen Strahl, der zu Grün verblasste, ausfranst und mir noch einen Moment dramatisch vor den Augen schwebte, um sich schließlich aufzulösen wie Rauch. Der Effekt war mir neu.

»Willst du jetzt mal versuchen?«, rief Tom.

Natürlich wollte ich, aber mein erster Blick durch sein Teleskop war eine einzige Enttäuschung. Die lange Vorbereitungszeit hatte meine Erwartungen wohl ins Unermessliche steigen lassen, und jetzt sah ich: einige Sterne, und, ja, schon wieder einen hellen Fleck. Im Gegensatz zu den punktförmigen Sternen sah er aus wie ein kleines Wölkchen. Und da war eine grünliche oder türkisfarbene Aura, die ihn zu umkränzen schien wie ein Heiligenschein. Oder nicht? Im nächsten Moment verschwand der Eindruck wieder, und es kam mir vor, als hätte ich mir den Schein nur eingebildet.

»Schau noch mehr auf die Umgebung, nicht auf das Ding selbst«, riet er mir.

Ich folgte Toms Rat und umkreiste den Fleck mit meinen Blicken. Nach einigen Runden kam tatsächlich noch etwas zum Vorschein, sogar deutlich. Es war eine Art Schleifspur aus Licht, ein mattglühender, durchsichtiger Strahl, der sich wie ein Schleier vor die Sterne schob und direkt von dem hellen Zentrum des Flecks ausging. Wenn man die Spur erst einmal bemerkt hatte, war sie nicht mehr zu übersehen. Das Objekt zog sie wie eine Brautschleppe hinter sich über den Himmel.

»Ist das auch ein Komet?«

»Ja, derselbe wie vorhin.«

»Ich glaube, ich sehe seinen Schweif.«

»Na also«, sagte Tom.

»Vorhin sah er gar nicht so gut aus.«

»Deswegen sind wir hier. Er hat einen weiten Weg hinter sich. Wäre doch schade gewesen, wenn du ihn verpasst hättest.«

»Hat er auch einen Namen?«

»Livingston.«

Tom erklärte mir, dass Livingston ein berühmter Kometenjäger sei. Dieser Komet sei schon der elfte, der seinen Namen trage.

»Komischer Job«, murmelte ich.

Auch während wir sprachen, ließ ich Livingston, den Kometen, nicht aus dem Auge, so als könnte die Illusion jeden Augenblick wieder verschwinden. Ich versuchte, das Ende des Schweifs zu erkennen. Er verbreiterte sich, verblasste zugleich und endete als nebliger Hauch. Oder endete er nicht? Vor meinen Augen wurde er noch ein wenig länger, zog sich durch ungefähr ein Drittel meines Bildes, drohte abzureißen, doch sobald ich glaubte, seine Spur zu verlieren, sah ich auch



Marc Deckert

Die Kometenjäger

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74669-9

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2013

Von der Suche nach dem richtigen Platz im Leben

Wo ist der dunkelste Ort Deutschlands? Und ist es möglich, mit bloßem Auge einen Kometen zu erspähen? Zwei junge Männer gehen gemeinsam auf die Suche: Philipp, der weder beruflich noch privat Fuß fasst und dessen Comicfigur Monsieur Lamarre mehr erlebt als er selbst. Und Tom, der sich mit Haut und Haar der Astronomie verschrieben hat, im tiefsten Innern aber ein Abenteuerer ist. Gemeinsam bereisen sie ihre eigene Landkarte der Dunkelheit – ihr Weg führt sie auf einer rasanten Reise von Süddeutschland nach Kalifornien. Und sie müssen nicht nur erkennen, dass sich manche Frauen von den Wundern des Sternenhimmels partout nicht beeindrucken lassen. Sondern vor allem, dass es gar nicht so einfach ist, den richtigen Platz im Leben zu finden.



Der Titel im Katalog